



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Reichel, Eugen: Gottsched im Rahmen der deutschen Wörterbücher

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

von dem Mut, von der Muskel- und Willenskraft und Beharrlichkeit, die dazu gehören, habt ihr Frauen keine Ahnung, noch davon, wie fürchtbar hart und freudlos, gegen das eure gehalten, das Leben von Hunderttausenden von Männern auf dem Meer und in der Wüste und in Bergwerken unter der Erde ist. Und ebensowenig wißt ihr, unter welchen Ängsten und Qualen alljährlich tausende von Männern durch Unfälle und Schiffbrüche umkommen, oder von Maschinen zerrissen und zermalmt, oder in Bergwerken oft zu hunderten durch giftige Gase erstickt, oder verschüttet und langsam verhungert sterben. . . . Und deshalb und weil wir die Grundmauer des irdischen Lebens legen und immer wieder aufbauen, so ist es an uns, darüber zu beraten und zu beschließen. Weil wir Männer mit tausenden von Schiffen und hunderttausenden von Matrosen Welthandel treiben, so ist es an uns, Handelsverträge zu schließen, Zollgesetze zu machen usw.“

Aus dieser Probe darf man aber nicht etwa schließen, daß die Frauen in dem Buche schlecht wegkämen; im Gegenteil! Es enthält das zarteste und begeistertste, aber auch verständigste und begründetste Frauenlob. Ein jedes Wesen entfaltet eben, wie der Verfasser wiederholt hervorhebt, nur dann seine ganze Kraft, Schönheit und Würde, wenn man es an dem Orte läßt, an den es Gott gestellt hat.



Gottsched im Rahmen der deutschen Wörterbücher

Von Eugen Reichel



aß dem großen Patrioten des achtzehnten Jahrhunderts, dem weitsehenden Baumeister des auch Österreich und die Schweiz umspannenden hochdeutschen Sprachreichs, von seinem ihm tief verschuldeten Volke schweres Unrecht zugefügt worden ist, braucht heute und hier wohl nicht erst umständlich nachgewiesen zu werden. Fesselnder wäre schon der Versuch, nachzuweisen, wer die Schuld trägt, daß Gottsched in einen so schlechten Ruf kommen konnte. Zum Teil habe ich diese Nachweisung in meinen zwei Gottscheddenkmälern*) geliefert. Aber die Geschichte der Niedertretung Gottscheds ist so verwickelt, daß es geraten erscheint, sie für jetzt unberücksichtigt zu lassen; umso mehr, als die Betrachtung, die ich hier anzustellen gedenke, ein gutes Stück dieser bösen „Geschichte“ enthält.

Um gleich die ganze Wahrheit vorweg zu sagen: unsre drei bedeutendsten Wörterbücher, nämlich das Grimmsche, das Sandersche und das Heynische, sind nahezu ohne jede Berücksichtigung der Schriften Gottscheds zustande gebracht

*) Ein Gottscheddenkmal. Berlin, 1900. — Kleines Gottscheddenkmal. Ebenda. 2 Mark.

worden. *) Grimm führt in seinem Quellenverzeichnis zwar die „Gedichte,“ das „Neufte aus der anmutigen Gelehrsamkeit“ und den „Nötigen Vorrat“ an; und Rudolf Hildebrandt hat diese seltsam wirkende Zurückhaltung des Meisters wenigstens einigermaßen dadurch gut gemacht, daß er vom fünften Bande an (1873) noch einige andre der hauptsächlichsten Schriften Gottscheds in das Quellenverzeichnis aufnahm — aber Gottsched, dessen Name eigentlich fast hinter jedem Wort stehn mußte (da es, bei seiner geradezu allumfassenden Thätigkeit, kaum ein deutsches Wort geben dürfte, das er nicht gebraucht hätte), gehört auch in den neuern Bänden dieses Wörterbuchs zu den Schriftstellern, die, so zu sagen, totgeschwiegen werden. Nicht besser ergeht es Gottsched in dem Werke von Sanders, der überhaupt nur die „Gedichte,“ die „Dichtkunst“ und die „Redekunst“ in seinem Quellenverzeichnis anführt. Heyne aber macht ehrlicher Weise ganz reinen Tisch und erweist nur noch der „Deutschen Sprachkunst“ die Ehre, sie zu nennen, da sie in einigen wenigen Fällen wirklich nicht umgangen werden konnte.

Die ungeheuerliche Thatfache ist also nicht aus der Welt zu schaffen: unsre Wörterbuchschöpfer haben ihre Werke zusammengestellt, ohne den Mann, der unsre hochdeutsche Schriftsprache eigentlich erst zur allgemeinen Geltung gebracht, eine Fülle von Wörtern aus dem Dunkel des fünfzehnten und des sechzehnten Jahrhunderts hervorgehoben und vielfach neugeschliffen und hunderte von Neubildungen geprägt hat, zu berücksichtigen.

Ich bin nun weit entfernt, hinter dieser allerdings sehr auffallenden Vernachlässigung Gottscheds Böswilligkeit zu vermuten. Wenn Jakob Grimm in seiner nach meinem Geschmack allzu geziert absonderlich geschriebnen Vorrede zum „Wörterbuch“ für Gottsched auch kein Wort, geschweige denn ein gutes, übrig hat (er spricht nur einmal obenhin von den „unbefriedigenden Proben eines umfassenden deutschen Wörterbuchs,“ die Gottsched kurz vor seinem Tode „hatte ausgehn lassen“); wenn er dort, wo er Goldast, Schilter, Scherz und Bodmer rühmend erwähnt, weil sie „mit Erfolg auf Rettung und Herausgabe(!) altdeutscher Quellen dachten,“ nicht daran denkt, auch nur den Namen des Mannes zu erwähnen, der allein in seinem „Büchersaal“ auf diesem damals noch fast unbebauten Gebiete Arbeiten lieferte, die „alles übertrafen, was damals für die Wiederauferstehung der alten Denkmäler unsrer Litteratur geleistet wurde“ (Banick); wenn er auch da, wo er der „dem Norden Deutschlands angehörigen Männer gedenkt und dessen, was sie zum Heile der deutschen Sprache gewollt und geleistet haben,“ Gottsched zu nennen vergißt; ja wenn er sogar dort, wo er von der „Durchsetzung des meißnischen Dialekts“ (dieser allbekanntn Arbeit Gottscheds) spricht, Adlung als den Mann nennt, der „Grund gehabt, den meißnischen Dialekt zu erheben“; und nach ihm Gellert, Rabener, Klopstock, ja selbst Wieland, Schiller und Goethe anführt, Gottscheds aber mit keiner Silbe gedenkt — so will ich das alles, um der Verehrung willen, die ich für

*) Das gleiche trifft natürlich von allen andern Wörterbüchern zu.

Jakob Grimm hege, gern für ein Versehen des schlecht unterrichteten Gelehrten halten. Schwer genug hat sich dieses Versehen an seinem Wörterbuche gerächt: es hat das trotz alledem verdienstreiche Werk einer wichtigsten sprachgeschichtlichen Grundlage beraubt; hat es, in Beziehung auf das, was meiner Ansicht nach ein allerwichtigster Bestandteil jedes Wörterbuchs sein müßte, wissenschaftlich wertlos gemacht.

Aber Grimm ist sich dieses Mangels nie bewußt geworden; und mit ihm haben weder Sanders noch Heyne noch die andern Wörterbuchverfasser auch nur eine Ahnung davon gehabt, daß man kein deutsches Wörterbuch, das auf wissenschaftlichen Wert Anspruch machen will, schreiben darf, ehe man nicht das ganze Gebiet des deutschen Schrifttums in genauester geschichtlicher Folge durchforscht hat. Man sehe sich nur unsere Wörterbücher unter Zugrundelegung dieser Forderung an; und man wird staunen über die Unzulänglichkeit all dieser mit so viel Mühe zusammengestellten Riesenwerke. Seltsam wirkt es schon, daß auch die Quellen, die bei jedem Worte genannt werden, nicht einmal oberflächlich geordnet sind. Nehmen wir z. B. an, daß ein bestimmtes Wort durch Stellen aus den Schriften von Hagedorn, Gellert, Wieland, Lessing, Klopstock, Goethe, Schiller bis hinab zu den Romantikern belegt werden soll, so wird doch der rein äußerliche Ordnungssinn verlangen, daß die Schriftsteller in geschichtlicher Folge (und zwar nicht nur in Beziehung auf die Schriftsteller selbst, sondern auch und vor allem in Beziehung auf die Erscheinungszeit ihrer Schriften) angeführt werden. Davon aber ist in allen unsern Wörterbüchern kaum etwas zu spüren. Das Wort „Dankbegierde“ wird bei Grimm mit Sätzen (oder Versen) von Blumauer, Schlegel, Rabener, Kant belegt; „durchgängig“ mit Sätzen von Wieland, Schlegel, Lessing; „Engelkind“ mit Sätzen von Nicolai, Klingler, Weise; „entspringen“ mit Sätzen von Stolberg, Gotter, Herder, Voß, Klopstock u. a. Das Wort „Seltenheit“ wird bei Sanders belegt mit Sätzen von Börne, Chamisso, Wieland, Gotthelf; „seltsam“ mit Sätzen von Goethe, Gutzkow, Wieland; „Seltsamkeit“ mit Sätzen von Schiller, Goethe, Hagedorn usw. Wer selbst von diesen Neuern das Wort, wenn auch nicht geschaffen, so doch vor den andern gebraucht hat, davon erfahren wir nichts. Unzähligemale behelfen sich die Meister des Grimmschen Wörterbuchs obenein mit der doch ganz unzulänglichen Bemerkung: „Schon während des vierzehnten, fünfzehnten, sechzehnten, siebzehnten Jahrhunderts gebräuchlich“; oder „Geläufig wird es erst in der Schriftsprache des achtzehnten, neunzehnten Jahrhunderts.“ Hier, wie in allen andern Fällen wäre es aber doch darauf angekommen, ganz genau festzustellen, wann und von wem die Wörter zuerst gebraucht worden sind. Ein Wörterbuch, das wissenschaftlich ernst genommen sein will, müßte doch, so zu sagen, den Stammbaum jedes Worts genau feststellen. Es ist ganz unnötig, immer wieder zu erfahren, daß auch von Lessing, Goethe, Schiller, Klopstock und andern noch neuern Schriftstellern Wörter benutzt worden sind, die sie weder geschaffen, noch aus verschütteten Quellen geschöpft und erneuert haben, sondern es ist nötig und wichtig, zu wissen, wer als erster ein Wort entweder neu geschaffen, oder nachdem es außer

Übung gekommen war, wieder in die Schriftsprache eingeführt hat. Gewiß: diese Arbeit wäre nicht leicht; sie ließe sich auch ohne die gewissenhafteste Durchforschung der Schriften des großen Meisters unsrer hochdeutschen Schriftsprache nicht durchführen; kein Wunder also, daß unsre Gottsched nahezu unberücksichtigt lassenden Wörterbuchmeister dieser Arbeit nicht gewachsen gewesen sind; daß ihnen die Möglichkeit, ja die Notwendigkeit dieser Arbeit offenbar nicht einmal zum Bewußtsein gekommen ist. Und was wäre sonst noch alles von einem wissenschaftlichen deutschen Wörterbuch zu verlangen! Zum Beispiel das Wort „Änderung“ wird von Luther, ja selbst noch von Stieler (1790) „Enderung“ — „beiläufig“ von Stieler „beyleufig,“ „Dummheit“ „Tunmheit“ — „Dämmerung“ von Fleming noch „Demmerung“ — „Ergötzlichkeit“ von Luther und Nearius „Ergezlichkeit“ — „Erläuterung“ von Stieler „Erleuterung,“ „Erwägung“ von demselben „Erwegung,“ „Hantierung“ „Hantierung“ geschrieben u. dergl. m. Seit wann haben sich die in unsrer Schriftsprache üblich gewordenen Schreibungen durchgesetzt? Davon verraten uns die Wörterbücher nichts. In den meisten Fällen ist die neue, richtige Schreibung (oder Umbildung, wie etwa „Jungengesellenstand“ in „Junggefallenstand“) auf Gottsched zurückzuführen, den unsre Wörterbuchmeister eben nicht kennen; gelegentlich aber kann auch schon ein Vorgänger Gottscheds die Umwandlung vollzogen haben; wie z. B. die alte Form „Oberkeit“ durch den Aufklärungsphilosophen Wolff in „Obrikeit“ umgewandelt wurde: wovon uns übrigens die Wörterbücher auch nichts melden.

Und nun gar die Etymologien! Ich will gern glauben, daß dieses Hauptstück der Wortwissenschaft auf der Höhe steht, die ihr die von keinen philosophischen Fragen bedrängte Fachphilologie hat geben können. Fachwissenschaftlich ist in dieser Beziehung wahrscheinlich alles aufs beste bestellt. Aber oft genug muß man denn doch den Kopf schütteln auch über diese Leistungen. Ich will hier nur ein Beispiel anführen: das Wort „Armbrust“ soll nach unsern Wörterbuchmeistern dem mittellateinischen *arcubalista* entstammt sein. Ich glaube nicht daran; ich bin eher geneigt, das Wort, nach der Meinung Gottscheds, für ein verderbtes „Armrußt“ zu halten, das zwar nicht, wie Gottsched noch glaubte, eine Armrüstung bedeuten sollte, sondern vielmehr eine Waffenrüstung (*arma*). Aber nehmen wir an, daß die Fachwissenschaft Recht hat: wäre es dann nicht die vornehmste Pflicht der Wörterbuchmeister, uns den Weg zu zeigen, auf dem sich die ganz wunderhaft scheinende Umwandlung des *arcubalista* in „Armbrust“ vollzogen hat?

Doch es würde mich weit führen, wenn ich hier eine Kritik unsrer Wörterbücher liefern wollte; mein Zweck ist für diesmal ja nur, die Thatsache festzustellen, daß der nächst Luther wichtigste Sprachschöpfer, Sprachenreuerer und Sprachreiner unsers Schrifttums für unsre Wörterbücher so gut wie gar nicht vorhanden ist, und die Folgen wenigstens anzudeuten, die sich hieraus für die Buchung und die Darstellung der geschichtlichen Entwicklung unsers Sprachschatzes ergeben haben.

In der für den Herbst in Aussicht genommenen Volksausgabe meines

Werkes „Gottsched der Deutsche“ werde ich ein „Kleines Gottsched-Wörterbuch“ veröffentlichen, das neben vielen von Gottsched neugeschliffnen und wieder in Schwang gebrachten Wörtern etwa tausend von ihm geschaffne Neubildungen enthalten wird, die in den Wörterbüchern entweder fehlen, oder ohne Quellenangabe gebucht, oder endlich nur mit den üblichen neuern Quellen belegt sind. Die deutsche Welt wird da sehr große Überraschungen erleben, obschon ich die Schriften Gottscheds noch gar nicht ernsthaft auf ihren Wortbestand hin geprüft, sondern nur das herausgehoben habe, was mir aus irgend einem Grund aufgefallen war. Schon aus dem Umstande, daß es sich hier (soweit meine vorläufige Kenntnis reicht) um hunderte, ja um tausende von Wörtern handelt, wird man schließen können, daß ich an dieser Stelle gar nicht daran denken darf, alle Sünden, Irrtümer und Versäumnisse unsrer Wörterbuchschöpfer zu beleuchten. Ich will nur an der Hand einiger Beispiele zeigen, was für Folgen es haben mußte, daß unsre Wortmeister sich glaubten erlauben zu dürfen, den von seinen Schülern und gewissen Fachphilologen in die tiefste Verachtung gestürzten Mann (der allerdings kein Fachphilologe, sondern nur ein Denker, Dichter und Redner und zugleich der zu seiner Zeit genaueste Kenner unsrer Sprache und unsers Schrifttums war) zu übersehen. Ich will und kann hier, wie gesagt, mich nicht auf umständliche Untersuchungen einlassen; kann hier nicht alle die Wörter, die Gottsched neu geprägt hat (zu ihnen gehören, um nur einige wenige zu nennen: Abänderung, Abkömmling, Absicht, Altertumsforscher, Anspielung, Aufwand, Ausdruck, Ausfuhr, Bänkefänger, Beurteilungskraft, Brotgelehrte, Bruchstück, Dasein, dauerhaft, durchgehends, Ehrfurcht, Einbildungskraft, Endzweck, Entkräftung, Erfolg, Fragezeichen, Freidenker, Freigeist, Gegenfüßler, Gewißheit, Glaubwürdigkeit, Grabmal, Gründlichkeit, Habsucht, Herrschsucht, Hörsaal, Kritikaster, Lobschrift, Lustigmacher, Merkwürdigkeit, Naturnachahmung, Obersatz, Philosophaster, Prahlsucht, Rückkunft, Sacherklärung, Scheingröße u. a. m.), anrücken lassen. Aber die wenigen Stichproben, die ich nunmehr liefern will, werden dem nachdenklichen Leser mehr als genug sagen.

In der „Sprachkunst“ finden wir das Wort „Bühre“ (wofür wir leider das langatmige „Bettüberzug“ verwenden); bei Grimm aber lesen wir: „Ein Wort, das Boß eingeführt hat.“ Im „Biedermann“ und in andern Schriften bis hinab zu den „Beobachtungen über den Gebrauch und Mißbrauch verschiedener deutscher Wörter und Redensarten“ wird „Dasein“ (das von Chr. Wolff zwar, wie es scheint, zuerst angewandt worden ist, aber nur im Sinne von: vorhanden sein, d. h. da sein) aus einem sehr feinen und sichern Sprachgefühl heraus für: Leben im übertragenen Sinne gebraucht; bei Grimm aber werden Stellen aus Rästner, Gotter, Goethe u. a. als Belege angeführt, denen die Bemerkung hinzugefügt ist: „Wohl erst seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts wird es angewendet, um Leben in seinem ganzen Umfange zu bezeichnen!“ In der „Sprachkunst“ wird das Wort „Dauen“ für das Schmelzen des Schnees gebraucht; bei Grimm findet sich keine Spur davon. Und doch

ist dieses „Dauen“ entwicklungsgehistorisch von großer Bedeutung; denn es lehrt uns, wie unsinnig es ist, wenn wir das Schneeschmelzwetter als „Tauwetter“ bezeichnen, während es ein richtiges „Dauwetter“ ist, eine Witterung, die die Auflösung (die Dauung) des Schnees und Eises zur Folge hat. In den „Vernünftigen Tadelrinnen“ finden wir das bezeichnende Wort „durchgehends“; bei Grimm ist nur Steinbachs Wörterbuch (1734) angeführt, mit dem Zusatz: „Scheint erst im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts aufgekomen zu sein.“ In der „Ausführlichen Redekunst“ wird „fast“ zum erstenmal für „beinahe“ gebraucht; bei Grimm lesen wir: „Zu Gellerts und Lessings Zeit und seitdem allgemein in unsrer Sprache.“ Im Baylischen Wörterbuch begegnet uns das Wort „Leseart“; bei Grimm werden Bodmer (1745), Bürger, Goethe u. a. angeführt mit dem Zusatz: „Offenbar ein Gelehrtenwort des siebzehnten Jahrhunderts. Wenigstens ist es in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts bereits gebräuchlich.“ In den Gedichten (aus dem Jahre 1725) und an andern Stellen finden wir statt des Harlekins die „Luftige Person“; bei Grimm stehn Lessing, Goethe u. a. zu Paten, während wir zugleich belehrt werden, daß die Umbildung „wohl seit beginnendem achtzehnten Jahrhundert“ in Schwang gekommen sei; obwohl sie doch eng mit der Bühnenumbildungsarbeit Gottscheds verknüpft ist. In derselben Weise geht es mit vielen andern Worten. „Mißvergnügen“ (Gottsched, 1729) ist „erst seit vorigem Jahrhundert ein häufiges Wort“; „Musesitz“ (1749) „wird erst zu Ende des achtzehnten oder zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts aufgekomen sein“ (man denkt offenbar an Weimar!); „schöne Seele“ (1725) ist „überaus üblich und fast zum termin. techn. geworden im achtzehnten Jahrhundert“ und „entwickelte sich wohl besonders durch Einwirkung Rousseaus“!; „Schriftsteller“ (1741) wird „in dem uns geläufigen Sinne erst im achtzehnten Jahrhundert üblich“ (was ja ganz richtig ist; nur daß wir wissen möchten, durch wen es „üblich“ gemacht wurde) u. dergl. m.

Aber die Beiseitenschiebung Gottscheds (oder darf man so gelehrten Männern gegenüber, wie unsre Wortgelehrten es doch zweifellos sind, von Unkenntnis und Unwissenheit in Beziehung auf Gottscheds Schriften sprechen?) macht sich in Einzelfällen noch sehr viel bedenklicher geltend. Nehmen wir z. B. den uns heute ja ganz geläufigen Begriff: Einheit der Zeit oder des Ortes. Hier lesen wir über Einheit bei Grimm folgendes: „Ein erst seit dem vorigen Jahrhundert in Schwang gekomner, früher noch nicht hergebrachter Ausdruck. Selbst bei Henisch, Stieler, Frisch findet sich kein Einheit, und Adelung stellt es als ein Wort der neuen Weltweisen auf; es ist nichts dawider einzuwenden und glaublich, daß Leibniz und Wolff angefangen, sich seiner zu bedienen.“ Abgesehen davon, daß es doch sehr seltsam ist, daß die Wörterbuchmeister es nicht einmal der Mühe für wert gehalten haben, in den Schriften der genannten Weltweisen (wenigstens Wolffs, da Leibniz ja keine philosophischen Schriften in deutscher Sprache geschrieben hat) nachzusehen, oder nachsehen zu lassen, ob der Ausdruck (und zwar in dem ganz bestimmten Sinne von Ein-

heitlichkeit, Geschlossenheit) dort irgendwo zur Verwendung gekommen ist, so wäre diese Mühe bis zu einem gewissen Grade umsonst gewesen (vorausgesetzt, daß es für einen Mann der Wissenschaft verlorne Mühe genannt werden darf, wenn er seine wissenschaftliche Pflicht erfüllt, um nicht auf das ganz unwissenschaftliche „Es mag wohl so sein“ angewiesen zu bleiben): denn weder Leibniz noch Wolff haben Gelegenheit gehabt, über die „Einheit der Zeit und des Ortes“ in Schauspielen zu schreiben. Moriz Heyne, der sich etwas mehr bei alten und neuern Schriftstellern umgesehen hat, ist zwar so glücklich gewesen, in Wolffs „Bernünftigen Gedanken“ einige Stellen zu finden, wo Wolff von den „Monaden oder Einheiten“ spricht; aber hier sind die „Einheiten“ nur unteilbare, d. h. einfache Dinge: es handelt sich also um einen wesentlich andern Begriff. Die Einheit, in dem Sinne, wie Gottsched ihn eingeführt hat, ist aus dem bis dahin üblichen „Einigkeit“ entwickelt worden, das Gottsched selbst noch auf Seite 575 der „Critischen Dichtkunst“ verwertet, um es erst später durch „Einheit“ zu ersetzen. Auch das von Grimm aus dem Jahre 1549 beigebrachte „Dreieinheit“ für „Dreieinigkeit“ zählt hier nicht mit und darf eher für eine flüchtige Kürzung des richtigen Wortes gelten.

Noch bemerkenswerter ist ein andrer Fall. Es handelt sich um die Wörter „Hirngespinst“ und „Hirngespinst.“ Zu dem ersten Worte bemerkt das Grimmsche Wörterbuch (Heyne): „schrieben vornehmlich Kant und Wieland umdeutend für das ältere und berechtigte Hirngespinst“; zu dem zweiten Worte aber wird bemerkt, es müsse ältern Ursprungs sein, da die Redensart „sein Hirn spinnt“ schon im siebzehnten Jahrhundert vorkommt. Nun ist aber diese Vermutung nur aus völliger Unkenntnis von der Entstehung beider Wörter getroffen. Gottsched hat nämlich das Wort „Hirngespinst“ ganz ersichtlich erst aus dieser Redensart entwickelt; und er ist sogar erst auf Umwegen dazu gekommen. In den „Bernünftigen Tadlerinnen“ (I, St. 13 u. a.) gebraucht Gottsched nämlich fürs erste noch das angeblich neuere Wort „Hirngespinst“, das ebenfalls vor ihm niemand gebildet hatte. Hier denkt also Gottsched noch gar nicht an das „spinnen“ des Hirns, sondern nur an ein „Gespenst“, das nicht sichtbar ist, nicht außerhalb des Menschen, sondern innerhalb seines erregten Kopfes sein Wesen treibt. Erst in einem Gedichte vom Jahre 1732 spricht er von der „Zauberei“, die „die blinde Phantasei an heller Wahrheit statt mit Hirngespinsten äffet.“ Aus dem Hirngespinst, das an sich eine gute und richtige Bildung ist, hat sich dann eben, in Anlehnung an das „spinnen des Hirns“, das Hirngespinst entwickelt, das in der dritten Auflage der „Bernünftigen Tadlerinnen“ an der ersten Stelle seines Auftretens thatsächlich durch „Hirngespinst“ ersetzt worden ist, während Gottsched an andern Stellen (so z. B. auf S. 320 des ersten Bandes) dann doch „Hirngespinst“ beibehalten hat; vielleicht, um eine feinere Unterscheidung, die ja thatsächlich zwischen den zwei Begriffen vorhanden ist, bestehen zu lassen. Sehr reich ist es übrigens, zu sehen, daß Kant und Wieland (und gewiß noch andre Schriftsteller) immer noch „Hirngespinst“ schrieben, als das Wort von seinem Schöpfer schon zu

einem „Hirngespinnst“ umgewandelt worden war. Sie hatten eben das Wort in der ersten Auflage der „Bernünftigen Tadlerinnen“ kennen gelernt und erfuhren von der neuen Bildung wohl erst, als sie sich in der Schriftsprache durchgesetzt hatte.

Und jetzt noch einen dritten und letzten Fall. Zu dem Worte „Kunst-richter“ wird bemerkt: „Es muß erst nach 1700 aufgefunden sein. Auch Stieler hat es nicht; sogar im achtzehnten Jahrhundert Steinbach und Frisch noch nicht; erst Adelung führt es an.“ Aber damit ist die Sache nicht erledigt. Rudolf Hildebrandt (der den Buchstaben K im Grimmschen Wörterbuch bearbeitet hat) findet das Wort „gut und natürlich gebildet“ und scheint zu bedauern, daß es „jetzt wieder verdrängt“ ist (nämlich durch das gute deutsche Wort „Kunstkritiker“!); und so hat er sich offenbar Mühe gegeben, dem Schöpfer des Wortes auf die Spur zu kommen. Er führt denn auch zwei Schriftsteller an und setzt sogar bei den angeführten Stellen die Jahreszahlen hinzu, sodaß man gewissermaßen gezwungen ist, die frühest genannte Quelle für die Ursprungsstelle zu halten. Die zwei Schriftsteller aber sind: Bodmer und — Gottsched. Der Name Gottsched ist wirklich genannt; es werden sogar zwei Belege von ihm beigebracht; aber während die Belegstelle von Bodmer aus dem Jahre 1740 stammt, sind die Belegstellen von Gottsched aus den Jahren 1743 und 1759; nämlich aus der vierten Auflage der „Weltweisheit“ und aus der fünften Auflage der „Redekunst“! Hildebrandt hat sich also nicht einmal die Mühe genommen, die ersten Auflagen der zwei Hauptwerke Gottscheds (1732 und 1736) anzusehen, um, was ihm ja in diesem Falle sehr leicht gewesen wäre, wenigstens für Gottsched ein Vorrecht gegenüber Bodmer festzustellen! Und das alles ist gründliche deutsche Wissenschaft! Zum Überfluß sei noch bemerkt, daß das Wort Kunstrichter (für das Heyne der Einfachheit wegen gar keine Quelle anführt!) von Gottsched schon für die „Bernünftigen Tadlerinnen“ geschaffen worden war, wo es im vierzehnten Stück des zweiten Teiles zuerst gebraucht und auch in spätern Stücken desselben Bandes gegen vierzigmal verwendet wird!

Für alle diese Seltsamkeit läßt sich der Grund ohne viel Mühe finden. Gottsched galt seit Menschenaltern für eine so vollkommen abgethane Größe, es war so sehr zum wissenschaftlichen Gemeinplatz geworden, daß der „tief originale Geist unsrer Sprache unter seiner kalten Hand erstarben“ war, daß die jüngern Wortgelehrten, Grimm an der Spitze, ein Anstandsrecht zu haben wännen durften, den Moder, den sie in Gottscheds Schriften vorzufinden befürchten mochten, nicht erst anzurühren. Um der „Gerechtigkeit“ willen wurde in einigen der „ledernen“ Bände flüchtig geblättert, wurden sogar zehn oder zwölf Wörter herausgehoben — damit glaubte man mehr als genug gethan zu haben. So ist es denn wirklich geglückt, den Mann, der unsre neue hochdeutsche Sprache zum Teil erst geschaffen, sie jedenfalls von allen altertümlichen, aus der Lutherzeit herstammenden Bildungen befreit und, geleitet von einem sichern, lebendig in ihm quellenden Sprachgefühl, mit

einer Fülle der bezeichnendsten und klangvollsten Wörter bereichert hat, auch auf dem wichtigen Gebiete der Wortbuchung für das Bewußtsein der Welt zu beseitigen. Wer unsre großen Wörterbücher durchblättert, und abgesehen von den Fällen, wo die Wörter bis in die ferne und fernste Vergangenheit zurückreichen, immer und immer wieder nur den Namen Gellert, Klopstock, Wieland, Lessing, Goethe, Schiller, Herder, Kant, Schlegel, Tieck, Heine u. a. m. begegnet: der muß doch wirklich glauben, daß unsre neue hochdeutsche Schriftsprache das Ergebnis der sprachschöpferischen Thätigkeit der Männer sei, die thatsächlich erst von Gottsched auch in Beziehung auf ihren Wortschatz so reichlich beschenkt worden sind. Wirklich geschaffen haben alle die Nachfolger Gottscheds zusammen kaum hundert lebendig gebliebne Worte (Lessing muß sogar immer und immer mit seiner einzigen Schöpfung, dem sehr glücklich gebildeten „empfindsam,“ paradieren, das ich übrigens auch noch bei Gottsched zu entdecken hoffe, da die Bildung „empfindsam“ sich einer Reihe von ihm ganz ähnlich gebildeter Worte sehr gut anschließt); und neu in Schwang gebracht haben sie, bei ihrer mangelhaften Kenntniss unsrer alten Litteraturschätze, auch so gut wie nichts. Gottsched aber hat, wie ich bis jetzt feststellen konnte, nicht nur viele hundert Wörter mit sicherem Sprachgefühl neu geschaffen, er hat auch, getreu seiner Mahnung: daß man die Bücher aus dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, auch solche, „die man bloß in Handschriften besitzt, fleißig lesen“ solle, damit man „alle in ihnen enthaltenen Kernwörter sich bekannt mache und wieder in Schwang bringe“ — er hat auch tausende von solchen Wörtern aus dem Staube der Büchersäle hervorgefucht und sie uns, zum Teil in neuer Gewandung, zu einem lebendigen Besitztum gemacht. Und wenn das selbst die Männer vergessen oder übersehen konnten, die doch sonst jedes Duodezverdienstchen ihrer Fachgenossen an die große Glocke zu bringen wissen: so mag und muß ihnen das wohl verziehen werden; verzeihlich aber ist es kaum; und es wird unsre Pflicht sein, auch in dieser Beziehung gut zu machen, was an Gottsched (wie ich gern glauben will, ohne böse Absicht) gesündigt worden ist.

Ich will nicht davon sprechen, daß die deutsche Wort- und Wörterbuchwissenschaft eine so lange versäumte Dankeschuld abzutragen habe; ich will überhaupt den Deutschen gar keine Dankverpflichtung Gottsched gegenüber mahnend zum Bewußtsein bringen. Es ist nicht nur zwecklos, undankbare Menschen und Völker (und welches Volk ist so undankbar gegen seine großen, gegen seine verdienstesten Männer, wie das deutsche) an ideale Pflichten zu erinnern, es ist, bis zu einem gewissen Grade, sogar gefährlich. Ich will und muß es hier nur offen aussprechen, daß sich die Wortwissenschaft um ihrer eignen Würde willen genötigt fühlen sollte, allzulang Versäumtes so schnell wie möglich nachzuholen. Eine Wissenschaft muß doch wissenschaftlich betrieben werden; und es geht einfach nicht an, daß ihre Vertreter ein allerwichtigstes Entwicklungsglied unbeachtet lassen. Gottsched gehört nicht nur in jedes deutsche Wörterbuch hinein; ihm gebührt auch, neben Luther, die vornehmste Vorzugs-

stellung. Ein deutsches Wörterbuch ohne Quellenangabe, wie es deren im siebzehnten Jahrhundert und wohl auch noch zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts gab, ist heute nicht mehr möglich; und es ist sehr zu tadeln, daß bei Grimm, Sanders, Heyne u. a. immer noch so viele Wörter ohne jede Belegstelle gebucht werden. Steht es nun aber einmal fest, daß sich ein deutsches Wörterbuch auf das deutsche Schrifttum in seinem ganzen Umfange stützen muß, dann ist es auch eine vom wissenschaftlichen Standpunkt aus ganz unverzeihliche Versäumnis, daß unsre Wörterbuchmeister Gottsched so gut wie ganz unbeachtet lassen. Ich sagte schon vorhin, daß der Name Gottsched von Rechts wegen nahezu hinter jedem Wort stehn mußte; nicht in jedem Falle an erster Stelle; denn Gottsched hat die hochdeutsche Sprache nicht geschaffen, er hat sie nur endgiltig gereinigt, entwickelt und bereichert. Aber in vielen, sehr vielen Fällen wird er auch da, wo die Quellen in frühere Jahrhunderte zurückreichen, für die jetzt übliche, reine und richtige Schreibung die Ursprungsquelle zu liefern haben. Ich denke mir ein erst noch zu schaffendes, auf der Höhe wissenschaftlicher Tadellosigkeit stehendes Wörterbuch in seiner Einrichtung etwa so: Das hochdeutsche Wort in der heute üblichen Rechtschreibung (ich denke dabei natürlich nicht an die Puttkamersche) steht voran. Wo das Wort aus den Urzeiten unsrer Sprache her stammt, da muß, neben den geschichtlichen Mitteilungen (wie sie z. B. bei Grimm in dankenswerter Weise geliefert werden), die ganze Stufenreihe der Entwicklung durch sorgfältig geordnete Belegstellen vorgeführt werden. Die Angabe, daß das Wort im elften, zwölften, dreizehnten u. s. f. Jahrhundert entsprungen sei, genügt hier nicht; durch immer neues, immer gründlicheres Durchforschen des alten Schrifttums muß das erste schriftgeschichtliche Auftreten des Worts in seiner ältesten Form sowohl wie in seinen spätern Umwandlungen festgestellt werden. Dann ist festzustellen, ob es von Luther und den andern Schriftstellern des Reformationszeitalters benutzt oder neugeprägt worden ist; und schließlich ist durch genaue Belegstellen anzugeben, wer das Wort in der heute üblichen Gestalt nachweisbar zum erstenmal gebraucht hat (also etwa statt „engstlich“: „ängstlich“; statt „außerordentlich“: „außerordentlich“ u. dergl. m.).

Wo das Wort neuen Ursprungs ist, da muß erst recht nach seinem Schöpfer geforscht werden; es ist hier ganz unzulässig und unwissenschaftlich, die erste beste Stelle aus Hagedorns, Gellerts, Wielands, Klopstocks, Lessings, Herders, Goethes oder Schillers Schriften anzuführen. Diese Schriftsteller dürfen erst herangezogen werden, wenn ältere versagen; und auch dann muß geschichtliche Ordnung herrschen.

Wenn wir erst ein solches, allen wissenschaftlichen Ansprüchen genügendes Wörterbuch haben werden, dann wird Gottsched auch auf diesem sehr wichtigen Einzelgebiet als eine herrschende, überragende Persönlichkeit erscheinen. Man wird dann in Luther und Gottsched die zwei großen Geber erkennen, um die sich die andern Persönlichkeiten ihrer Zeit und der weitem Nachwelt als glückliche Empfänger ordnen.

Es dürfte Sache des Reiches sein, die Möglichkeit zu schaffen, daß ein solches deutsches Wörterbuch im größten Stile zustande komme. Den Wortmeistern selbst aber wird die Ehrenpflicht obliegen, diesem Wörterbuche die richtige, endgiltige Gestalt zu geben. Sie werden dabei immer der noch nie beachteten Thatsache zu gedenken haben, daß Gottsched, wie er auf fast allen Gebieten unsers Geisteslebens als Bahnweiser und Grundleger thätig gewesen ist, auch den Plan und die wichtigsten Vorarbeiten für das erste, ernst zu nehmende hochdeutsche Wörterbuch geliefert hat; für das Wörterbuch, von dem Grimm sagte: „Es ist nicht zu verkennen, ein so durchgearbeitetes und beharrlich ausgeführtes Werk über die deutsche Sprache war noch nicht vorhanden und konnte des günstigsten Eindrucks nicht verfehlen. Seine Stärke lag in dem bei aller Enthaltksamkeit durch große Ordnung reich aufgespeicherten, jede vorausgegangne Sammlung übertreffenden Wortvorrat, dann in ruhiger, umsichtiger, mit wohlgewählten Beispielen ausgestatteter, ob schon breiter Entfaltung der Bedeutung.“ Gottsched hatte seit Jahrzehnten gemeinsam mit seiner Gattin und wohl auch mit einigen bevorzugten Schülern den Wortvorrat zusammengetragen und den Plan geschaffen, der in seiner Ausführung einen Grimm so sehr befriedigte, der thatsächlich in der Hauptsache Vorbildlich für alle spätern Wörterbücher geblieben ist. Als Gottsched 1766 starb, übertrug Breitkopf die Fortführung des Riesenwerkes dem tüchtigen Adelung, der aber bei der ersten Ausgabe des Werkes (1773) seinen Namen nicht nannte, weil er ja thatsächlich nicht für den Verfasser des Werkes gelten durfte. Gottscheds Name hätte auf dem Titelblatt stehn müssen. Aber der pietätvolle Verleger mochte fürchten, daß der damals in tiefe Verachtung gefallne Name dem Buche hinderlich sein würde; und so wurde gar kein Name genannt. Erst die zweite Auflage des „Wörterbuchs der hochdeutschen Mundart“ nahm Adelung (und auch nur mit sehr bedingtem Rechte) für sich in Anspruch; wie er ja auch wahrscheinlich Gottscheds „ausführliche Historie der deutschen Sprache und Poesie,“ an der der Altmeister viele Jahre gearbeitet hatte, lange nach Gottscheds Tode unter seinem eignen Namen erscheinen ließ. Adelung selbst wäre gewiß ebenso wenig befähigt gewesen, den Deutschen ein Vorbildliches Wörterbuch zu schaffen, wie Campe, von dessen Wörterbuch Grimm behauptete, daß es „ein schwerfälliges, tief unter dem seines Vorgängers stehendes Werk“ wäre. Der große Schöpfergeist, die ordnende Hand Gottscheds waren nötig, um das erste, grundlegende deutsche Wörterbuch (dem nur das alte schweizerische Wörterbuch Maalers ebenbürtig sein dürfte) zu schaffen.

Gottsched war kein Wortgelehrter von Fach; er hat über die Kleinlichen, zänkischen, anmaßenden und eiteln Wortgelehrten seiner Zeit sogar sehr schmerzlich empfunden und, wie es scheint, bis auf den heutigen Tag nicht vergessene Urteile geäußert. Aber als die Nötigung an ihn herantrat, Grammatiker und Wortgelehrter zu werden, da hat er auch auf dem ihm wenig vertrauten Gebiete Werke geschaffen, die alles von den Fachleuten vor ihm geleistete weit übertrafen. Heute stehn unsre deutschen Sprach- und Wortgelehrten (nicht zum

wenigsten dank der Vorarbeit (Gottscheds) auf einer achtungsgebietenden Höhe; und sie werden sich selbst am besten dadurch ehren, daß sie Gottsched auch in ihrer Fachwissenschaft seine reichlich verdiente Ehre geben. Jedenfalls wird es fortan eine Ehrensache für die Vertreter der Wortwissenschaft bleiben, dem deutschen Volke ein Wörterbuch zu schaffen, das zugleich für ein Denkmal der Thätigkeit des Sprachmeisters Gottsched wird gelten dürfen.



Ein Brief Goethes



Am hohen Alter sich umzusehen welche Freunde das Schicksal uns in dem auflösenden Laufe der Zeit noch übrig gelassen, und sogar unmittelbar zu vernehmen daß Sie unsrer, in alter treuer Liebe, gedenken, ist durchaus das Erwünschteste was uns begegnen kann. Nehmen Sie, verehrte Frau, meinen freudigen Dank für die würdige Sendung und die begleitenden theuren Worte.

Zu ersten Betrachtungen gaben mir diese Bände Gelegenheit, indem mir dadurch die Erinnerung unmittelbar aufgeweckt wurde mit welchem Ernst der treffliche Freund sein Leben verwendete, um solche gränzenlosen Einzelheiten zu entwirren und einen unübersehbaren Zustand dem Geiste des Beobachters einigermaßen faßlich zu machen.

Wenn ich Sie beyde mit den lieben Ihrigen manchmal, gedankenweiß, in jenen freundlichen Gegenden besuchte, wo Sie Sich einen, alle Behaglichkeit versprechenden Sitz gewählt und erworben hatten; so ist es mir desto schmerzlicher, Sie nun, einsam, in Ihre Wohnung zu Göttingen hingewiesen und daselbst nicht in dem gesunden Zustande zu denken.

Doch Sie tragen dies alles übermännlich und sehen dabey aufgerichtet Ihre lieben Kinder wünschenswerth herangewachsen, die Tochter zu unmittelbarer liebevoller Erleichterung, die Söhne wissenschaftlich und thätig vortreibend.

Möge alles diesen Lieblingen gegönnte Gute auch Ihnen gemüthlich zu Hülfe kommen, und eine leidliche Gesundheit Ihnen den Genuß der beschiedenen Tage freundlich vergönnen. Gedenken Sie mein, der auf seine alte Weise fortfährt; träten Sie als wohlwollender Gast, wie sonst, bey mir ein, so würden Sie kaum eine Veränderung finden. Ein paar colossale Gypsbilder mehr, sonst aber das alte Bekannte, an alter bekannter Stelle.

Mein Thun und Wirken der letzten Jahre liegt im Druck offen da, meine Freunde vorzüglich begrüßend und den Unwandelbaren empfehlend; wo mit denn geschlossen sey alle herzlichsten Segnungen wiederholt hinzufügend.

in treuer Anhänglichkeit
J. W. Goethe.

Weimar, den 12. August 1830.